

Zum Schlesischen Sprachatlas*

von
Eugen Gabriel

Der Schlesische Sprachatlas, der als vierter in der Reihe der Regionalatlanten des „Deutschen Sprachatlas“ (DSA) in Marburg a. d. Lahn erschienen ist, bietet dem Rezensenten, der sich um eine gerechte Beurteilung bemühen will, Probleme besonderer Art. Hinzu kommt, daß der Rezensent in diesem Fall nicht mit den speziellen Fragen der schlesischen Mundartforschung vertraut ist. Er kann daher nur berichten, welchen Einblick er durch die nun erschienenen zwei Bände in die Mundarten des Gebietes erhalten hat. Kritische Anmerkungen mögen daher auch mehr als Fragen eines Außenstehenden denn als definitive Schiedssprüche verstanden werden.

In den beiden Einleitungen informiert der Bearbeiter den Benützer sehr genau über die Schwierigkeiten, welche die Materialsammlung und damit auch deren Verwertung bot. Darunter hätte vielleicht die besondere Situation des Bearbeiters stärker hervorgehoben werden können (vgl. Bd I, Einleitung): Seine Gewährsleute (Schlesier und Sudetendeutsche) lebten schon seit etwa zwei Jahrzehnten nicht mehr an den Orten, in denen sie geboren und aufgewachsen waren, sondern in Westdeutschland verstreut (s. Bd II, Einleitung 1. 12, Abb. 3). Abgesehen davon, daß für einen Explorator fast das ganze Anschauungsmaterial zur Bestimmung von Wortbedeutungen (Arbeitsgeräte, Haus-, Hofformen usw.) nicht mehr zugegen ist, fehlt auch weitgehend die sprachbestimmende und -bewahrende Funktion der Dorfgemeinschaft. Der Explorator könnte auch nicht, wenn ein Gewährsmann sich als ungeschickt oder uninteressiert erweist, beim Nachbarn anklopfen, sondern müßte in Extremfällen den Schnellzug besteigen, um einen ehemaligen Mitbewohner eventuell in zwei und mehr Tagen zu erreichen.

Es war also von vornherein nicht zu erwarten, daß ein Schlesischer Sprachatlas den Anforderungen, die man heute an einen Sprachatlas stellt, gerecht werden könnte. „Trotz unserer Überzeugung, daß ein neu zu schaffender regionaler Lautatlas auf direkt vom Explorator an Ort und Stelle aufgenommenem Material beruhen sollte, waren wir durch die Umstände gezwungen, zum überwiegenden Teil indirektes Material zu verarbeiten, das den Krieg in Marburg unversehrt überstanden hat“ (Bd I, Einleitung). Dies muß auch von dem bedacht werden, dem — wie dem Rezensenten — der große Arbeitsaufwand, den die Drucklegung von 69 weiteren handschriftlichen DSA-Teilkarten erfordert, heute nicht mehr sonderlich sinnvoll erscheint. Der Hauptwert der DSA-Karten liegt doch zweifellos darin, daß für bestimmte Lautprobleme wie z. B. für die zweite Lautverschiebung ein großräumiger Überblick möglich wurde, den auch heute

*) Schlesischer Sprachatlas. Hrsg. von Ludwig Erich Schmitt. Bd I: Laut- und Formenatlas von Günter Bellmann unter Mitarb. von Wolfgang Putschke und Werner Veith. Bd II: Wortatlas von Günter Bellmann. (Deutscher Sprachatlas, Regionale Sprachatlanten, Nr. 4.) Verlag N. G. Elwert. Marburg/L. 1967, 1965. X, 30 S. Text, IV, 98 Ktn; VIII, 20 S. Text, 90 Ktn und 1 Übersichtskte. Ln. DM 195,—; 82,—.

noch kein Dialektgeograph missen wollte. Regionalatlanten sind nur sinnvoll, wenn sie detailliertere Auskünfte geben.

Solche erhält der Benützer des Schlesischen Sprachatlases trotzdem in unerwartet großer Zahl. Der erste Band vermittelt einen Einblick in den Laut- und Formenbestand der schlesischen Mundarten, wobei der Vokalismus der Stammsilben das Hauptthema bildet. Da nur diesem Band die erwähnten DSA-Karten zugrunde gelegt wurden, wurde mit guten Gründen das Gebiet besonders nach Norden erheblich erweitert. Dadurch kam eine Reihe von Belegwörtern für die zweite Lautverschiebung (Karte 1 „Milch“, 17 „Pfeffer“, 27 „müßt“, 30 „Kuchen“, 45 „gleich“, 49 „aus-“, 53 „verkaufen“, 56 „auch“ 57 „-gelaufen“, 60 „geschlafen“, 70 „muß“, 72 „Pferde“), weiter für den Wandel von *chs* > *s* (74 „sechs“) oder für die Ersatzdehnung vor Nasal („Staubsches Gesetz“; 5 „uns“) u. a. hinzu, für Probleme also, die von überregionaler Bedeutung sind. Durch diese Erweiterung des Gebietes nach Norden ist auch der Anschluß an den Nordostdeutschen Sprachatlas gewährleistet, dessen Drucklegung allerdings noch aussteht. Für den sudetendeutschen Gebietsteil wurden die Fragebogenmaterialien für den „Deutschen Sprachatlas des tschechoslowakischen Staates“ zusätzlich ausgezeichnet. Hierbei dürfte von Interesse sein, daß sich die um etwa 50 Jahre später (nach 1926) von Prag aus gesammelten Materialien immer noch beinahe nahtlos an die Marburger Sprachatlasentwürfe anfügen.

Für die Drucklegung wurde im Prinzip die von G. Wenker erarbeitete und bis heute noch für Materialien dieser Art einzig mögliche Art der Kartographie verwendet: Symbolzeichen oder (gelegentlich leicht normalisierende) Leitformen, letztere anstelle identischer Auskünfte in einem größeren zusammenhängenden Gebiet mit Andeutung der Belegorte. Die Darstellung ist in hohem Maße von den Möglichkeiten der Drucklegung bestimmt. Es bleibt aber ein großes Verdienst des Bearbeiters, die Zeichenwahl neu durchdacht und auf überschaubare Prinzipien zurückgeführt zu haben. Dadurch, daß nun gleiche Grapheme durch gleiche Zeichenelemente repräsentiert werden, ist es möglich, die Zeichen auf der Karte zu lesen, ohne immer auf die Legende zurückgreifen zu müssen. Das zu erreichen, ist bei indirekt erhobenen Materialien ungleich schwieriger als bei direkt erhobenen, da sich der Bearbeiter jede Interpretation versagen und alle Schreibvarianten, die vielleicht phonetisch nichts besagen, berücksichtigen muß. Diese Prinzipien hier zu referieren, würde zu weit gehen; doch seien die Erläuterungen des Bearbeiters (Einleitung 1.4—1.9) jedem Dialektgeographen zur Kenntnisnahme anempfohlen, auch wenn die schlesischen Mundarten nicht sein Hauptinteresse bilden.

Wenn die Karten durch die Umzeichnung, die man sich wohl nicht mühevoll genug vorstellen kann, nun fast durchweg unmittelbar lesbar und durch gelegentliche Überprüfung an Hand der Fragebogen zuverlässiger geworden sind, so ist die Materialdarbietung, nicht aber die Materialgrundlage entscheidend verbessert worden. Doch wurde auch zur Verbesserung der Materialgrundlage einiges beigetragen: zu 32 Karten auf DSA-Grundlage sind Lautkarten beigegeben, denen direkt erhobene Materialien zugrundegelegt werden konnten. Sie sind in anderer Farbe auf Transparentpapier gedruckt, wodurch der unmittelbare Vergleich beider Kartenbilder auf optimale Weise ermöglicht wird.

Allerdings muß angemerkt werden, daß das Material für diesen Zweck nicht auf optimale Weise gesammelt wurde. Es wurde in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Spracharchiv (Tonbandaufnahmen der Vertriebenenmundarten) in den Jahren 1962—1965 hereingebracht, dessen Hauptgesichtspunkt die Archivierung der südostdeutschen Mundarten, nicht deren sprachgeographische Darstellung war. Freilich bedeutet es eine Arbeitsleistung für sich, Gewährsleute in einem unverhältnismäßig großen Gebiet, wie es Westdeutschland darstellt, ausfindig zu machen; daß es gelungen ist, nach Einleitung 3.1 „bis zum 1. Oktober 1964 insgesamt 258 Phonogramme von mundartsicheren und ortsfesten, nahezu durchweg der ältesten Generation angehörenden Sprechern“ zu gewinnen, ist auch eine enorme physische Leistung, die man nur bewundern kann. Es fällt einem schwer, doch zu bedenken zu geben, daß dieser persönliche Einsatz in keinem rechten Verhältnis zum Ergebnis stehen will.

Denn als Materialgrundlage für die zusätzlichen 32 Karten dienten wieder die Wenkersätze, diesmal auf Tonband gesprochen. Es liegt freilich nahe anzunehmen, daß dieselbe Textgrundlage die größtmögliche Vergleichbarkeit sichert. Das ist aber nicht der Fall. Schon das Nachsprechenlassen von Sätzen, worunter die meisten der Wenkersätze alles eher als ideal vorgeformt sind, schafft methodisch bedenkliche Situationen, die allerdings nur der Explorator, der auch mit Fragebuch gearbeitet hat, richtig einschätzen kann. Deswegen kann die Verteidigung des Bearbeiters den Rezensenten nicht recht überzeugen: „Gewährsleute von wenigstens durchschnittlicher Begabung haben die Abfragung der freilich nicht geistvollen Sätze nach einigen erläuternden Worten immer bald als Experiment begriffen und mit Nachsicht und Verständnis hingenommen. Bei Sprechern, die zu der nötigen Abstraktion nicht fähig waren, ist nach den Erfahrungen des Anfangs von einer Aufnahme der Wenkersätze ohnehin fast stets abgesehen worden“ (3.2). Mit einer gut vorbereiteten Wortliste hätten sich die Belege, die überhaupt verwendet werden konnten, nicht nur rascher abfragen, sondern es hätten sich auch viele Fehlerquellen reduzieren lassen. Von den 258 Phonogrammen sind nach Einleitung 3.1 zwar „168 der zuverlässigsten und geographisch in dem wünschenswerten Abstand voneinander gelegenen Aufnahmen“ ausgewählt worden. Trotzdem findet sich in den Aufnahmeprotokollen über 20mal die Charakterisierung „unsicher“, „wenig sicher“, „umgangssprachlich beeinflusst“, einige Male wird undeutliche oder rasche Aussprache als störend angegeben. Solche Situationen begegnen heute dem Explorator in jedem Gebiet; trotzdem gelingt es öfter als vielleicht erwartet, durch wiederholtes Fragen bzw. flexible Fragestellung (*conversation dirigée*), den älteren Lautstand zu erheben, der sich zudem nur so von überregionalen oder verkehrsmundartlichen Formen abheben läßt.

Daß auch diesen als besonders geeignet erkannten Gewährsleuten das Übersetzen der Wenkersätze nicht immer leicht gefallen ist, zeigen die Anmerkungen in den Protokollen: „Das Umsetzen in Ma. fällt ihr schwer. Die Tochter hilft“ (22/4), „wandelt die vorgesprochenen Sätze ab“ (42/20), „Liest die Sätze stockend vom vorbereiteten Blatt ab“ (53/3), „Die Sprecherin lebt zwar noch ganz in ihrer Ma., vermag aber durch ihr Alter ihre Aufgabe bei der Übertragung der Wenkersätze nicht mehr völlig zu erfassen“ (54/6). Es spricht in der Tat für die Langmut und Nachsicht der Gewährsleute, wenn die Charakterisierung „unwillig“ nur ein-

mal (32/7) auftaucht. Zur Kontrolle und Verbreiterung der doch schmalen Materialgrundlage hätten sich solche Wortlisten auch bei zahlreicheren Gewährsleuten abfragen lassen, d. h. bei allen jenen, denen es nicht an Sprach-, sondern an Selbstbeherrschung mangelte. Zudem hätte der Aufnehmende gleich transkribiertes Material mit nach Hause gebracht und hätte sich die unangenehme Überraschung sparen können, die der Bearbeiter in Einl. 3.3 redlicherweise nicht verschwiegen hat: daß man nämlich die Wenkersätze auf den Fragebogen — von Ausnahmefällen abgesehen — überall gleich gut lesen, auf dem Tonband aber nur selten gleich gut hören kann. Dadurch wird die Vergleichbarkeit der Ergebnisse beider Unternehmungen wieder sehr eingeschränkt und mehr dem Zufall anheimgestellt, als wünschenswert ist.

Schwerer wiegt die Erfahrung des Bearbeiters (Einleitung 3.3), daß das Tonband immer nur eine phonetische Realisation des Lautes, auch wenn man ihn gut hören kann, wiedergibt. Darauf kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden, da es immer noch genug Leute gibt, die Tonbandaufnahmen unbedingt für besser halten. Wenn der Bearbeiter sich entschlossen hat, das System der International Phonetic Association (= IPA) bei der Transkription zu verwenden, so mag das begründet sein, obgleich dem Rezensenten (vorwiegend) diakritische Systeme für die Feldforschung viel handlicher erscheinen. Bei (vorwiegend) monotypem System wie bei dem der IPA wird man viel stärker zur phonematischen Interpretation gedrängt, die freilich für Sprachatlanten, die Symbolzeichen verwenden, unumgänglich ist. Der Rezensent möchte nur darauf hinweisen, daß er eine solche Interpretation nicht wagen würde, wenn ihm, wie in diesem Fall, für eine Ortsmundart nur eine phonetische Realisation eines Lautes von einem einzigen Sprecher, der dazu noch einen Wenkersatz übersetzen muß, zur Verfügung stünde. Klaffen hier nicht Theorie und Praxis zu weit auseinander? Man ist jedenfalls dem Bearbeiter besonders dankbar, das Problem wenigstens gesehen und dargestellt zu haben.

Beim Transkriptionssystem selbst scheint dem Rezensenten nicht ganz verständlich, daß nur beim labiodentalen Reibelaut drei Stufen (stimmhafte Lenis, stimmlose Halbfortis und Fortis) differenziert werden, bei den andern Reibelauten nur Lenis und Fortis. Wahrscheinlicher ist, daß diese Dreiteilung unnötig war — Halbfortis ist auch nur selten verwendet worden —, nicht, weil es sie im Schlesischen nicht geben sollte, sondern weil gerade bei Reibelauten auf dem Tonband wegen des zischenden Geräusches (starke Eigenfrequenz) eine genauere Differenzierung der Artikulationsstärke kaum möglich ist. Dagegen ist Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit zuverlässig unterscheidbar. Wie der zweigipflige Akzent, wofür ein eigenes Zusatzzeichen verwendet wird, wohl klingen mag, wird in 3.4.1 nicht erläutert. Hier wäre eine genauere Beschreibung wünschenswert gewesen, da, nach den einzelnen Karten zu schließen, dieser Akzent nur sehr unregelmäßig auf dem Tonband zu hören war. Dies sind jedoch nur Nebensächlichkeiten.

Wichtiger ist die Frage, inwieweit die DSA-Karten mit Hilfe der neuen TA (= Tonbandaufnahme)-Karten interpretiert werden können, wenn wir die oben geäußerten Bedenken wegen der etwas eiligen Phonemisierung zurückstellen. Denn die TA-Karten sind (neben den FB II-Karten, s. u.) das eigentlich Neue gegenüber dem DSA, wodurch auch die Drucklegung sinnvoller wurde.

Zunächst die Beschreibung der TA-Karten selber: Die vom Tonband transkribierten Lautungen wurden, wie beim Sprachatlas der deutschen Schweiz, mit gut gewählten Symbolzeichen ortsgenau kartographiert. Strichzeichen bzw. geometrische Figuren in violetter Farbe repräsentieren den Vokalismus, Kreise bzw. Quadrate um die Grundsymbole in roter Farbe den Konsonantismus, einmal (Karte 84) wurde sogar ein Dreifarbendruck gewählt. Auf jeder TA-Karte konnten also grundsätzlich Erscheinungen des Vokalismus und Konsonantismus gleichzeitig wiedergegeben werden. Wenn es drucktechnisch auch möglich gewesen wäre, die phonetisch transkribierten Wörter gleich auf die Karte zu setzen, so daß gesonderte Angabe von Seltenheitsmeldungen nicht nötig geworden wären, so spricht vor allem die leichtere Benützbarkeit dafür, da dadurch mehr Symbolzeichen der darunterliegenden Wenkerkarte sichtbar bleiben.

Daß durch die TA-Karten eine sicherere Interpretation der DSA-Karten möglich wird, steht außer Frage; sie wird freilich hin und wieder sehr eingeschränkt durch die unverhältnismäßig geringere Ortsnetzdicke der TA-Karten. Auf den DSA-Karten sind nach Einleitung 1.2 rund 4 500 deutschsprachige Belegorte berücksichtigt, eine Zahl, die bei direkter Aufnahmemethode nie zu erreichen gewesen wäre. Das Gebiet, für das Tonbandaufnahmen zur Verfügung standen, ist etwa um ein Drittel kleiner, so daß den rund 3 000 Aufnahmeorten G. Wenkers 168 Belegorte mit direkt erhobenem Material gegenüberstehen. Die Tatsache, daß von den 258 Aufnahmen gleich 90 weggelassen werden mußten, ist in diesem Fall sehr bedauerlich.

Immerhin ergeben die so dargestellten Materialien noch sehr plastische Raumbilder. Gerade bei Karten wie „Mann“ (81), wo die Wenkerkarte wegen der uneinheitlichen Laienumschriften sehr unübersichtlich und kaum durchschaubar ist, erkennt man den Wert der direkt erhobenen Materialien, die das *muon*-Gebiet vom *moon*- (-*ō*-)-Gebiet gut abgrenzen lassen, bei Zugrundelegung nur der Wenkerkarte ein hoffnungsloses Unterfangen. Auf Karte 32 („hin“) läßt sich beispielsweise nun genau erkennen, inwieweit die Laienschreibung *-ie-* einen fallenden Diphthongen oder *-ī-* vertritt. Auf zahlreichen Karten (z. B. 31 „geblieben“, 32 „hin“, 35 „stehn“, 36 „bö[s]en“, 42 „Brot“) tritt eine der charakteristischen Gliederungen der schlesischen Mundarten deutlich hervor, für die der Zusammenfall der Entwicklung von gedehntem mhd. *i* mit mhd. *ē*, gedehntem *ū* mit *oe* (beide entrundet) und gedehntem *u* mit *ō* als besonders kennzeichnend gelten darf: im Südosten der fallende Diphthong *-īə-*, *-ūə-*, offenbar aus einem *ī* bzw. *ū* weiterentwickelt, wie es das Zentralschlesische beibehalten hat, dem im Norden ein schmaler *ē-* bzw. *ō-* Streifen folgt. Diese Lautung kann auf Grund der gegenüber den Wenkerkarten wesentlich deutlicher hervortretenden räumlichen Staffelung zuversichtlich als Vorstufe der für das Neiderländische typischen steigenden Diphthonge *ei* und *ou* angenommen werden, die ihrerseits gegen das Zentrum des Neiderländischen (um Glogau) hin als *-ai-*, *-au-* erscheinen; diese Lautungen sind nun von der räumlichen Verteilung her als weiterer Entwicklungsschritt in derselben Richtung verständlich, dessen Kenntnis die *ei-*, *au-* Schreibungen der Fragebogen nicht vermitteln können.

Neue Informationen bringen die TA-Karten vor allem für den Konsonantismus der schlesischen Mundarten, da die Laienumschrift bei Konsonanten seltener vom schriftsprachlichen Vorbild abweicht. So wird in den Karten 36

(„bösen“), 67 („Häuser“) und 84 („sagen“) gezeigt, daß das -s- bzw. s- im Süden, gegen das Oberdeutsche hin, vorwiegend stimmlos gesprochen wird, eine Aussage, die auf Grund der Wenkerkarten verständlicherweise nicht gemacht werden könnte. Mit Interesse wird der Mundartforscher feststellen, daß nach Karte 45 („gleich“) in den zentralschlesischen Mundarten ein Wandel von *gl-* zu *dl-* zu belegen ist, wie er auch in ostösterreichischen Mundarten (Oberösterreich) vorkommt. Die Karten 55 („Augenblickchen“), 61 („lagen“) und 68 („fliegen“) zeigen die schrittweise Spirantisierung des -g- zu -ch- im räumlichen Nebeneinander. Zum gleichen Problem — aber unter anderen Voraussetzungen — geben die Karten 76 („sah“) und 87 („Montag“) Aufschluß. Gut gelungen sind u. a. auch die Kombinationskarten 93, 94 („Ochsen“, „schneien“ u. a.), welche die Vokalisierung bzw. den Schwund des nebetonigen -n zum Thema haben. Auch zur Kenntnis der Wortbildung sind drei Karten (96 „Stückchen“, 97 „Mädchen“, 98 „trächtig“) beigegeben, was freilich für diesen Problembereich sehr wenig ist. Ob die gewählten Belegwörter für die S. IX, X angegebenen Lautprobleme immer repräsentativ sein mögen — es finden sich im Verhältnis zur Gesamtzahl der Belege nicht selten Wörter, die häufig im Nebenton stehen (z. B. Karte 4 „um“, 11 „sonst“, 41 „wo“) —, mag manchmal fraglich sein; der Rezensent will es aber nicht bezweifeln.

Die Kommentare (S. 9—27) zu den einzelnen Karten sind sehr unterschiedlich. Man gewinnt aber den Eindruck, daß der Bearbeiter mit großer Sachkenntnis und Objektivität alle Interpretationsmöglichkeiten vorführt. Dies ist gerade im vorliegenden Fall zu begrüßen, da den Karten sehr verschieden zu beurteilendes Material (Tonbandaufnahmen, Fragebogen aus verschiedenen Jahrzehnten) zugrunde gelegt ist. Die Kommentare zu den Karten 31 („geblieben“) S. 14, 44 („bleib“) S. 17 und 68 („fliegen“) S. 21/22 haben nicht nur den Charakter von Erläuterungen, sondern sind sprachwissenschaftliche Auseinandersetzungen, die gelegentlich über die Aufgabe eines Sprachatlases als Quellenwerk hinausgehen. Wichtig scheinen dem Rezensenten auch die Ausführungen zum Problem der Laienumschrift (S. 24, zur Karte 81 „Mann“, s. a. die Kommentare zu den Karten 17, 55 u. a.), welches vielleicht in einem eigenen Abschnitt hätte behandelt werden sollen. Der Benutzer wird es weiter begrüßen, daß zu jeder Karte die entsprechenden Stellen aus der Fachliteratur eigens angegeben werden.

Bei der Beschreibung des ersten Bandes sind noch die Karten zu erwähnen, welche auf Grund des Materials der Fragebogen von 1964 (FB II-Karten) gezeichnet wurden und besonders zum Problem der Nebensilbenabschwächung (90 „Sehtuch“, 91 „Hochzeit“, 92 „Nachbar“) interessante Belege bringen. Diese (insgesamt 8) Karten bilden das einzige Bindeglied zum zweiten Band (Wortatlas), der schon 1965 erschienen ist und sich in seiner ganzen Anlage vom ersten Band grundlegend unterscheidet. Gleich geblieben sind natürlich die schon eingangs geschilderten besonderen Bedingungen für einen Schlesischen Sprachatlas. Auch zum zweiten Band ist das Material zur Gänze mit Fragebogen erhoben worden. Doch kam dem Bearbeiter offensichtlich die Erkenntnis zugute, daß auch in Marburg nicht Sommer und „Winter . . . die trockenen Blätter in der Luft“ herumfliegen müssen. Die Auswahl der Fragen wurde

sehr sorgfältig geplant; das eigene und auf das Schlesische ausgerichtete Konzept hat hier in erstaunlich kurzer Zeit reiche Früchte getragen.

So blieb auch das Aufnahmegebiet auf den eigentlichen schlesischen Raum beschränkt; die Grundkarte ist um etwa ein Drittel kleiner als diejenige des ersten Bandes. Sie enthält 755 Belegorte, was einer Ortsnetzdichte von etwa 25—30 v. H. entsprechen dürfte. Dies garantiert eine hinlänglich geschlossene und dichte Dokumentation der räumlichen Verteilung der einzelnen Synonyma. Außerdem ermöglichte diese Zahl dem Bearbeiter noch die punktuelle Darstellung des Materials in übersichtlicher Weise, d. h. es konnten — wie beim Sprachatlas der deutschen Schweiz — die einzelnen Symbolzeichen durch graphisch deutlich unterschiedene Formen voneinander abgesetzt werden. Wenn auch der Bearbeiter für die Wenkerkarten des ersten Bandes neue Wege der Darstellung gefunden hat, so bleibt dort der Versuch, ein bestimmtes Strichzeichen der Legende auf der Karte wiederzufinden, manchmal aussichtslos.

Reiches Material bietet der zweite Band für die Lehnwortforschung, in diesem Fall für die deutsch-slawischen Sprachbeziehungen. Innerhalb dieses Problemkreises und darüber hinaus finden sich nicht wenige Karten, die zeigen, daß die ehemalige Zugehörigkeit Oberschlesiens zur österreichischen Monarchie ihre Spuren bis heute hinterlassen hat; das sieht man an Wörtern wie „Ribisel“ (Karte 10 „Johannisbeere“), „Plutzer“ (Karte 11 „Kürbis“), „Fisolen“ (Karte 14 „Bohne“), „klauben“ (Karte 28 „auflesen“), „Powidel“ (Karte 46 „Pflaumenmus“), „Strudel“ (Karte 52 „gerollter Mohnkuchen“), „Borstwisch“ (Karte 65 „Handbesen“), „Zecker“ (Karte 79 „Schulranzen“). Aber auch für die räumliche Verteilung der deutschen Synonymik innerhalb Schlesiens sowie deren Berührung mit dem mittel- und niederdeutschen Wortschatz wird der Leser auf vielen Karten neue Entdeckungen machen. Der Zugang zum Material wird durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Register (S. 15—20) erleichtert und bildet für den Benutzer, der nur Einzelproblemen nachgeht, ein unentbehrliches Hilfsmittel. Die Kommentare zu den einzelnen Karten (S. 5—9) sind — ebenfalls im Gegensatz zum ersten Band — sehr knapp gehalten und fehlen hin und wieder ganz.

Dies ist nicht immer ein Vorteil, wengleich es für ein Atlaswerk zu rechtfertigen ist. Der Bearbeiter erklärt selbst auf S. 5, daß die Interpretation „in größeren Zusammenhängen, den DWA (= Deutscher Wortatlas) und weitere Quellen einbeziehend, erfolgen“ müsse. Dem Rezensenten erscheinen allerdings einige nicht unwichtige Fragen, die dementsprechend wohl die kleineren Zusammenhänge betreffen, durch die dargebotenen Materialien nur angeschnitten; er wüßte aber bislang keine andere Möglichkeit, diese Fragen zu beantworten, als zu den Gewährsleuten zu gehen. Die Fragen betreffen die Wortsoziologie und die Präzisierung der manchmal im Detail ungenauen sachlichen Fixierung des Wortschatzes: alles Fragen, die sich aus den „Mehrfach- und Seltenheitsmeldungen“ ergeben, welche am linken Rand jeder Karte abgedruckt sind.

Man kann vereinfachend sagen: je länger die Liste geworden ist, um so mehr Probleme wirft die Karte im Detail auf. Karten mit klaren Raumbildern und mit wenigen bzw. leicht durchschaubaren Mehrfach- bzw. Seltenheitsmeldungen sind z. B. Karte 8 „Wald“ (= Heide/Busch/Wald), 23 „Mörtel“ (= Kalk/Malter), 44 „Wellfleisch“ (= Well-/Quell-/Stichfleisch), 48 „Brotkrumen“ (= Brinkel/Grum-

pehn), 61 „Schaukel“ (= Schunkel/Schwenke/Schaukel u. a.), 68 „spitze Papiertüte“ (Tüte/Stanzitze) u. a. m., wo sich die wichtigsten Synonyma erkennen lassen, d. i. erwartungsgemäß bei jenen Wörtern, die eindeutige und auf große Gebiete hin vergleichbare Sachverhalte bezeichnen. Die Zahl solcher Begriffe ist, wie der Bearbeiter 1.6 feststellt, in der Tat nicht sehr groß.

Obgleich man dem Bearbeiter zugute halten kann, daß die Fragen sehr geschickt gestellt worden sind, so liegt es eben an der (indirekten) Sammelmethode, die die Fehlerquellen bei Fragen nach komplizierteren Sachverhalten unverhältnismäßig rasch vergrößert. Der Rezensent möchte vor allem der Ansicht des Bearbeiters sowie seines Zeugen E. Bagby Atwood widersprechen, daß „für die Sammlung lexikalischen Materials . . . sprachwissenschaftliche Laien als hinreichend geeignet angesehen“ werden können (1.4), und dies nur deswegen, weil es auf phonetische Transkription nicht so genau ankomme. Der sprachwissenschaftliche Laie beantwortet die Fragen eben als Laie, er weiß vielleicht, was mit der Frage nach dem Genus gemeint ist, ist aber überfordert, wenn er wortsoziologische Fragen oder solche nach Wort- und Bezeichnungsfeldern beantworten sollte. Weiter sind dem „Laien“ die genauen sachlichen Differenzierungen selbstverständlich, daß sie ihm normalerweise gar nicht bewußt werden, wenn er mehrere Wörter hinschreibt, was dann „Mehrfachmeldungen“ sind. Präzisierungen sind aber für die Lexematik ebenso wichtig wie die genaue Transkription für die Phonetik.

Manchmal gaben die Gewährsleute zusätzliche Auskünfte in dieser Richtung, so z. B. auf Karte 14 (Bohne) mehrfach wie zum Belegort N' 70,11 „früher Fassole, später Buhne“, machten Hinweise auf sachliche Unterschiede (Sorten) wie bei R' 64,4: „Terka, Buhne, Fisola — Terka u. Fisola bezeichneten bestimmte Sorten“. Auch bei der Frage nach der Regenpfütze (Karte 21) läßt sich nicht immer eindeutig klären, ob es sich bei den Mehrfachmeldungen um älteren/jüngeren Wortschatz oder um sachliche Differenzierungen (je nach Größe) handelt; weiter werden die Ergebnisse hin und wieder nur deswegen verschieden sein, weil die Landschaft eine andere ist: im Gebirge kann anders unterschieden werden als im Flachland. Bei Fragen aus einem größeren Komplex wie z. B. der Heuarbeit (Karte 25 „Heu wenden“, 26 „Heureihe“, 27 „der kleine Heuhaufen“) läßt sich semantische Vergleichbarkeit nur erreichen, wenn man dem ergologischen Gesichtspunkt hinreichend Rechnung trägt: Wie macht man es? Womit wird bzw. wurde gewendet? Welche Heureihe ist genau gemeint (Graschwaden, halbdürr, dürr, groß, klein)? Die sachlichen Unterschiede und Benennungsmotive können von Landschaft zu Landschaft sehr rasch wechseln. Auch bei Fragen nach Gefäßen (Karte 70 „die bauchige Tonflasche“, 71 „Milchschüssel“, 72 „Blumentopf“, 73 „Butterform“) ist nach den Erfahrungen des Rezensenten eine möglichst genaue Erhebung der Wortbedeutung nur möglich, wenn das Gesamtinventar berücksichtigt wird und wenn man zur Sicherung auch vom Wort her fragt, in diesem Fall: Was ist bei Ihnen ein „Napf“, „Asch“, „Topf“, „Reindel“ usw.? Auch bei Speisenbezeichnungen, die selbst bei direkter Methode nicht immer leicht abzufragen sind, wurde bei Doppelmeldungen auf sachliche Unterschiede hingewiesen, so u. a. in Karte 50 („Napfkuchen“) bei M' 68,8 „mit Hefe: Sammelbabe; mit Backpulver: Sieste“, in gleicher Weise bei O' 68,8, S' 73,6. Die auf der Karte eingetragenen 7 „Süßte“-Belege sind aller

Wahrscheinlichkeit nach keine wirklichen Synonyma. Bei der größten Zahl der Mehrfachmeldungen wird sich das kaum mehr eruieren lassen, so etwa bei Karte 56 („Fettschicht auf der gekochten Milch“ (F' 66,2 „Schmand“, R' 66,2 „Fetza“ u. a. m.). In Einzelfällen liegen hier vielleicht Verwechslungen mit der „Fettschicht auf der ungekochten Milch“ vor, deren Bezeichnungen auch erfragt wurden (Karte 55). Aber nur allzuoft hat man keine Kontrollmöglichkeit.

Man sieht auf Grund der Zusätze in den Mehrfachmeldungen, daß die Fragen häufiger differenzierter hätten gestellt werden müssen, wie es der Bearbeiter in einigen Fällen mit Erfolg getan hat (kartographiert in Zweifarbindruck: „Der Kartoffelpuffer, a) im Tiegel gebacken, b) auf der Ofenplatte gebacken“ Karte 47; „Der Besuch a) am Nachmittag, b) am Abend“ Karte 88). Eben hier sind die Möglichkeiten der indirekten Methode sehr beschränkt: der Ausfüllende würde den Sinn von Detailfragen oft nicht verstehen. Trotzdem möchte der Rezensent darauf hinweisen, daß bloße statistische Bewertung, d. h. je häufiger ein Wort in einem geschlossenen Gebiet gemeldet wird, um so „richtiger“ muß es sein, wohl häufig, aber nicht immer die Sprachwirklichkeit trifft.

Besonders problematisch ist die Interpretation von affektischem Wortschatz, den der Bearbeiter — entgegen seinen in 1.6 geäußerten Bedenken — zwar mehr am Rande miteinbezogen hat, z. B. Karte 20 „Hündin“, 60 „ständig zur Türe herein- und hinausgehen“, 83 „Scherzbezeichnung für ein Kind im Hemd“, 84 „der Saugstopfen“, 85 „der Kuß“. Hier lassen sich die Mehrfachmeldungen in der überwiegenden Zahl der Fälle in ihrer Nuancierung wohl nie genauer bestimmen. Es ist auch bei direkter Erhebung oft genug nicht möglich.

Wenn der Rezensent in den obigen Ausführungen sich vielleicht zu oft als Kritiker versuchte, so möchte er doch nicht den Eindruck erwecken, daß er der Ansicht wäre, hier läge ein durchweg zweitrangiges Atlaswerk vor; das wäre gerade für den zweiten Band ungerecht, der eine vortreffliche Quelle für die bisher noch immer sehr dürftige Kenntnis der deutschen Wortgeographie bleiben wird, eine Quelle, die durch nichts Gleichwertiges zu ersetzen wäre. Man möge ihm aber nachsehen, wenn er den Eindruck hat, daß dem ganzen Unternehmen keine rechte und sorgfältige Planung vorausging. Zugegeben, die äußeren Umstände waren außergewöhnlich; aber hätten nicht gerade die schlesischen Mundarten, die es in absehbarer Zeit wohl nicht mehr geben wird, eine besonders sorgfältige Dokumentation verdient? Und auf Karte V des ersten Bandes wird zudem gezeigt, daß die schlesischen Mundarten bis dato von der Forschung eher stiefmütterlich behandelt worden sind.

Es ist doch erstaunlich, wieviele gute Gewährsleute der Bearbeiter und seine Helfer aufgespürt haben. Der Rezensent kann daher der resignierenden Aussage des Bearbeiters in Band I (Einleitung): „Ungeachtet aller Bemühungen um Vervollständigung muß dieser Band einige wünschenswerte Karten . . . schuldig bleiben, für die das nötige Material nicht mehr zu beschaffen war“, nicht glauben. Er kann auch nicht glauben, daß die Aktion des Deutschen Spracharchivs „Tonbandaufnahmen der Vertriebenenmundarten“ für eine gezielte Atlas-Enquête nicht besser zu nutzen gewesen wäre.

Daß allerdings ein so großes Gebiet in knapp sieben Jahren einschließlich der Drucklegung von einer so kleinen Personengruppe bei direkter Methode — wenn auch begreiflicherweise mit einem kleinen Fragebuch freilich — hätte

bearbeitet werden können, ist nicht denkbar. Der Rezensent meint aber, daß an einem Forschungsinstitut für deutsche Sprache Arbeitstempo nicht das einzige Kriterium sein muß. Denn er ist sicher, daß das „schlichte Landvolk der Schlesier“ (so genannt in Bd II, 1.12) bei direkter Befragung zu viel weiter- und tiefergehender Dokumentation befähigt gewesen wäre; die Erfahrung, daß das „Landvolk“ gar nicht so „schlicht“ ist, hat bisher noch jeder Explorator machen können.

Hier dem Bearbeiter einen Vorwurf machen zu wollen, wäre ungerecht; er gilt allein dem Herausgeber, dessen Name in den Titelblättern immerhin doppelt so oft als der des Bearbeiters und seiner Mitarbeiter genannt ist. Er scheint sich von Anfang an nicht klar gewesen zu sein, daß ein Herausgeber nicht nur die Bände, sondern auch deren Inhalt herausgibt. Dem Bearbeiter wird jedermann bescheinigen können, daß er mit viel Phantasie und Energie das Beste aus den gegebenen Umständen gemacht hat: die schlesische Mundart wird nun in einem Atlaswerk dargeboten, das sich trotz allem sehen lassen kann.

Besprechungen und Anzeigen

Cyrillo-Methodiana. Zur Frühgeschichte des Christentums bei den Slaven. 863—1963. Im Auftrage der Görresgesellschaft herausgegeben von M[anfred] Hellmann, R[einhold] Olesch, B[ernhard] Stasiewski, F[rantz] Zagiba. (Slavistische Forschungen, Band 6.) Böhlau Verlag. Köln, Graz 1964. VIII, 505 S., 34 Taf. m. Abb., 2 Faltktn.

In dem ersten Aufsatz des Sammelwerkes behandelt Karl Bosl „Probleme der Missionierung des böhmisch-mährischen Herrschaftsraumes“ (S. 1—38, dazu eine Faltkarte mit Plan von Neutra). Bei so weit gefaßtem Thema darf man keine neuen konkreten Erkenntnisse erwarten. Aber manche Wertungen, Urteile und Formulierungen fordern zum Widerspruch heraus. Besonders in der Darstellung der Slawenlehrer ist manches unstimmig, manches anfechtbar, manches verworren; geschmacklos finde ich unter anderem die Bezeichnung Wichings als einer „Laus im Pelze des slavischen Metropolitanverbandes“ (S. 20).

Viktor Burr schildert in eingehender Interpretation der Quellen den Konflikt zwischen Methodius und den bayerischen Bischöfen (S. 39—56).

P. Devos und P. Meyvaert präzisieren in subtiler Beweisführung die Datierung der „Legenda Italica“ auf die Zeit zwischen Mitte 876 und 15. Dez. 882 und rücken sie damit näher als man bisher getan hat an das Datum der Ankunft Methods in Rom heran, die für ihn „la plus ignominieuse et la plus triomphale de sa carrière“ war — die des Jahres 880 (S. 57—71).

Ivan Dužev vergleicht in seinen „Note sulla Vita Constantini-Cyrylli“ (S. 72—84) zuerst das am Ende von Kap. 3 der Vita mitgeteilte Gebet mit seiner Quelle (Sap. Sal. Kap. 9) und gibt dann aus der Vita des georgischen Mönches Ilarion und aus einer Predigt des Johannes Chrysostomus Beispiele für eine großzügige Stellungnahme griechischer Kirchenmänner in der Sprachenfrage. Die von anderen Quellen nicht bestätigten Hinweise der Vita Constantini auf